

17) Helge Bendels Luftschlöffer.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Die Kabelaugen rutschten leer dem Süden zu. Helge sah und dachte an Hugos Worte, welche sein Nachdenken doch mehr erregt hatten als nur zu dem flüchtigen Mißbehagen, das die erste Wirkung der Aufrichtigkeit ist. — Was sollte er daheim? Sie wußten nichts von seiner Lage dort. Maurik und alle hatten Familie, Verwandte, Verbindungen, eine Heimat drüben, einerlei, ob auch diese Heimat nicht mehr war, was sie dereinst gewesen. Nein, das war unmöglich. Aber er fühlte, daß dies ausgeworsene Samen Korn aus dem Dunkel aufsprühen und ihn beunruhigen würde mit seinem Wachstum. Heim? — Wohin heim? Einem neuen Traumland nach, um aufs neue beim Fragen gepackt und auf die Schulbank gesetzt und in etwas Wirkliches hineingepufft zu werden? Und ein Komödiant war er? Ja, allerdings, ganz gewiß. Aber war nicht Hugo das auch, und Maurik und alle? Freilich, aber er sündigte an sich selbst. Das war schön gesagt von Hugo als Abschluß, aber weiß Gott — es war nicht so. Der Freund, trotz seines Scharfblickes, sah nicht, wie wenig Helge Bendel für sich selbst bedeutete.

Er murmelte:

— Nein, sie kennen mich doch nicht.

Und die Stöße der Kuppelung, die wie Sprengschüsse durch das Halbgewölbe des Tunnels donnerten, schienen diese Worte zu wiederholen und sie gleichsam mit Hammerschlägen in seinem Bewußtsein festzunageln.

Auf dem Kontor lag ein Brief mit dem Poststempel Newyork. Schriftzüge unbekannt.

Wie alle Briefe in den späteren Jahren, erregte das Äußerst ein schwaches Gefühl des Unbehagens in ihm, und Helge war schon so weit gelangt auf dem Anfangspfad durch das Labyrinth der Neurasthenie, daß er es vorzog, einen Brief nicht gleich aufzumachen. Er steckte ihn in die Tasche und ging hinüber nach der Börse.

Als er die Hotelhalle durchquerte, schlug sein Herz ein bißchen schneller bei der bloßen Erinnerung an das Bild und die Bewegungen der beiden Schwestern gegen den Hintergrund von Pfeilern und Palmen. Und ihn dachte, als stehe er ihnen näher jetzt, als liege gleichsam eine dunkle Bedeutung darin, daß sie just in diesem Hotel wohnten, und als habe sein Kommen nach dieser Stadt endlich seinen Sinn gefunden. Ja, indem er die Parkum-, Lad- und Federatmosphäre des Lignishotels einsog, verlor er sogar den Geruchssinn, vergaß den Zigarrenrauch, die Staubpartikel und Körperausdünstungen und zog aus dem Ganzen lediglich die ihm augenblicklich am meisten zusagende Quintessenz, einen warmen und wollüstigen Weildunst.

Auf der Weizenbörse war große Sensation. Helge hatte an diesem Tag vergessen, die Morgenzeitung zu lesen und wußte nicht, daß das Gerücht die Firma Bertlett, Frazier u. Co. als endlich offen auftretenden Gegner des Renterischen Coups nannte. Aber er erfuhr es im Handumdrehen. Herr Roth war schlechter Laune, weil England, der drohenden Haltung der Buren wegen, Beschlag auf eines der größten Frachtschiffe der Linie gelegt und es in ein Transportfahrzeug für eine erste Ladung Truppen nach Afrika umgewandelt hatten. Höchst ungnädig unterließ er es, Helges Gruß zu erwidern und fragte kurz, weshalb er so spät komme? Aber Bendel griff zur ersten besten Lüge und antwortete unbedürftlich, droben in Lake View sei das Kabel gerissen, so daß er hätte zwanzig Minuten zu Fuß gehen müssen, ehe er die elektrische Trambahnlinie von State Street hätte erreichen können. Ob nun die Lüge zu gewöhnlich oder seine Miene zu zerstreut war — Roth brummte nur irgend etwas und befahl ihm im selben kurzen Ton, hinunterzugehen und die gewöhnlichen Umschaltetelegramme zu besorgen. Unter einem betäubenden Spektakel von seiten des Weizenrings, der mit tausend Wolfsrachen heulte, verwirrt und gedemütigt, verließ er die Halle.

Da stieg zum erstenmal der Gedanke an die Heimat. Allerdings ward er gleich wieder zurückgeworfen; aber er lehnte wieder, wie eine brandende Woge. Was war er eigentlich anders als ein bedeutungsloser Sklave, der bei der ge-

ringsten selbständigen Bewegung die Peitsche zu kosten bekam? In einem plötzlichen Anfall von Wut zog er den Brief aus Newyork aus der Tasche, mit dem Wunsch, er möchte irgend etwas Verhängnisvolles enthalten, das sein ganzes Leben umgestalten müßte. Während er ihn aufriß, dachte er unklar:

— Und ich elender Tropf lauf' hier herum und wieg' mich in der Hoffnung, Goldschmetterlinge zu fangen? Das ist ja Delirium. . . .

Der Brief war von Forsman.

Er schrieb, daß er nicht mehr die Absicht hätte, nach Altschweden hinüberzufahren. Im Gegenteil, er fühle, die Vereinigten Staaten — das war das Land der Länder! Bei seiner Ankunft in New York hatte er von daheim ein vorausbezahletes Billett vorgefunden; aber gleichzeitig wurde ihm auch eine Stellung bei einem Kolonialwarenhändler in der Atlantic Avenue in Brooklyn angeboten. Und da hatte er das Billett verkauft und sich für das Geld frisch ausgestattet. Und jetzt hatte er zwölf Dollar die Woche, was ja weiter nichts besonders Großartiges war; aber er würde die Getränke schon so mischen, daß der Jobb sich lohnte. Und der Alte, der aus Smaland stammte, hatte eine Tochter — das reizendste Mädchen von der Welt —, und ihr schmeit er jetzt die Cour. Sie waren zusammen in die Kirche gegangen und auf den Ball, und er dachte daran, sich in die Bundesbrüderschaft des Alten aufnehmen zu lassen — die Ritter der Bythia — unendlich viel vornehmer als Free Mason und Old Fellows. Ferner hatte er das Glück gehabt, einen Doktor kennen zu lernen, der Spezialist war in sämtlichen Krankheiten, und der ihm versichert hatte, er würde ihn innerhalb eines Jahres kurieren. Er mußte Herkules-Kraftmittel einnehmen und Sibyllas geheimes Lebenselixier, dazu noch Carters kleine Lebenspillen und eine Indianersalbe, die auf das Herz gestrichen wurde. Außerdem trug er einen elektrischen Gürtel neuester Konstruktion, mit Trockenzellen und galvanischen Doppelbatterien; und all das machte ihn zu einem ganz neuen Menschen, und kolossal arbeitstüchtig. Er würde bald das bißchen Geld zurückbezahlen, das er Bendel schuldete; aber noch konnte er es nicht.

— Die Vereinigten Staaten, schloß er, sind ganz recht, wenn man es versteht, den Eisbrecher anzuwenden. — und mehr Freiheit ist hier auf jeden Fall als drüben. Kaufft drauf wetten.

— Aber das ist ja der reine Idiot! stieß Bendel laut hervor, nachdem er den Brief ein zweites Mal durchgelesen hatte.

Er erkannte die Sprache nicht wieder, und er entfaun sich fast mit Grausen, wie Forsman seinen bitteren Lebensüberdruß in Ausdrücken ausgedrückt hatte, in denen er ab und zu sogar sein Lieblingswort „kolossal“ vergaß. Unwillig betrachtete er die Epistel und fragte sich, ob es wirklich, nachdem man hinreichend lang in diesem Lande gelebt hatte, nur eines bißchen unerwarteten Wohlergehens bedürfte, um tote Hoffnung zu neuem Leben zu erwecken. — Das ist das Allergefährlichste, sagte er bei sich; das ist der Emigrantenspolyp, dessen Saugarme niemals ihre Opfer loslassen. Niemals.

Er brach unvermittelt ab. Noch während seine Lippen diese Worte murmelten, hatte er aufgeblüht. Durch das Hallenfenster sah er die zwei Schwestern aus einem Vistreten und in den Speisesaal gehen. Er sah deutlich die eleganten Vormittagstoiletten, die irgend ein regenbogen-schimmernder Seidenstoff gleich einer Wolke umnebelte. Mit einem Mal war der Buchhalter und sein Brief vergessen, waren Herr Roth, Börse, Kontor, Länder, Sprachen und Völker wie weggewischt, und — bleich von dem Blutstrom, der ihm zum Herzen stürzte — fühlte er bloß gleich einem flammenden Strich den einzigen Gedanken:

— Nirgends auf Erden möchte ich sein als hier!

4.

Vister Building in der van Buren Street war ein kleiner Vollenkrager; denn er war bloß dreizehn Stock hoch, und es war ein altes und unmodernes Haus, obgleich es erst vor zwölf Jahren erbaut war.

Aber dafür war es auch vielleicht das lustigste Haus in der Stadt.

Unten im Keller residierte und regierte ein dicker, fahl-
 blyfziger Mann mit einem blassen, gedunsenen Gesicht. Seine
 Hände und Kleider waren ruhig, als hätte man ihn aus einer
 Kohlengrube herausgegraben; aber sein Kopf, das Gesicht
 unbegriffen, war stets lawber. Es wirkte unnatürlich; denn
 dieser Mann — der natürlich der Maschinist des Hauses
 war — konnte doch unmöglich alle halbe Stunde sein Gesicht
 waschen, ohne daß die Hände auch, wenigstens eine Minute
 lang, die Einwirkung von Seife und Wasser aufwiesen. Man
 hatte den Eindruck, als bediene er sich einer Art Schukappe
 für den Kopf, die er wie einen Handschuh aus- und anzog.
 Im übrigen war er ein stummer und geheimnisvoller Mann,
 der, wie Morley im Pacific, Erscheinungen und seltsame
 Dinge in der Tiefe seines Kellers sah. Im Gegensatz zum
 Nachtwächter redete er nie davon; aber Franz Holme, der ihn
 und andere, die ihn unter der Erde aufsuchten, gezeichnet
 hatte, erzählte, wie er ganz plötzlich ins Leere starren konnte,
 sich dann wie eine Klage vorsichtig erhob, stets mit dem Blick
 auf etwas Unsichtbares geheftet; wie er, leise, gleich einem
 Einbrecher, eine der Schaufeln im Kohleneimer ergriff und
 darauf heimlich diesem Etwas nachschlich, um ihn zum Schluß
 einen kräftigen Schlag mit der Schaufelschuppe zu versetzen.
 Dieser Mann hieß Tom. Weiter nichts.

Im Parterre waren zwei Räden, einer zu jeder Seite der
 Haustür, die eng, dunkel und tief war und einen schwarzen
 Holzrahmen hatte, wie ein Sarg. Am oberen Rande dieses
 Rahmens sah die Straßennummer, weißgemalte Zahlen auf
 einem schwarzen Holzbrettchen, das am Türsims festgenagelt
 war. Das erhöhte noch den Eindruck von Begräbnis, den die
 Tür machte, und erinnerte an die Nummerbrettchen der
 Armengräber.

(Fortsetzung folgt.)

Das Selen.

Ein Element, das sprechen und schreiben kann.

Das Selen, das 1817 von dem schwedischen Chemiker Berzelius ent-
 deckt und als ein besonderes Element erkannt wurde, ist in seinen
 Eigenschaften dem Schwefel ähnlich, mit dem es auch zu einer
 Gruppe gehört. Es kommt in der Natur nur mit Metallen ver-
 bunden vor, so mit Blei, Schwefelkies und anderen. Aus den
 Schwefelverbindungen wird es vorwiegend bei deren Verarbeitung
 zu Schwefelsäure gewonnen, wobei es sich in den Bleifürmen an-
 reichert und auch wohl in die Schwefelsäure übergeht. Es bildet
 eine dunkelbräunliche Masse, welche bei 217 Grad schmilzt und bei
 700 Grad verdampft. Wird geschmolzenes Selen rasch abgekühlt,
 so erhärtet es glasartig amorph, geht aber bei langsamer Er-
 wärmung bis auf 97 Grad in die Kristallform über. Hierbei
 ändert es sowohl seine Farbe von dunkel bis zu einer weißen me-
 tallischen Färbung, wie auch sein spezifisches Gewicht, das von
 4,28 auf 4,80 steigt. Es muß also mit der Umformung auch eine
 Stoffverdichtung verbunden sein.

Das Selen ist ein schlechter Elektrizitätsleiter. Seine Leistungs-
 fähigkeit nimmt jedoch rasch zu, wenn es von Lichtstrahlen ge-
 troffen wird. Diese Eigenschaft wurde bereits für verschiedene
 physikalische und sonstige Instrumente ausgenutzt. So baute
 Werner v. Siemens ein Photometer (Lichtmesser), das in der Haupt-
 sache aus einer elektrischen Batterie besteht, in deren Stromleitung
 eine Magnetnadel und ein Stückchen Selen eingeschaltet sind. Das
 zu prüfende Licht ist derart aufgestellt, daß seine Strahlen auf das
 Selen fallen. Je nach der Stärke der Beleuchtung ändert sich die
 Leistungsfähigkeit des letzteren und damit auch die Kraft des durch
 die Leitung gehenden elektrischen Stromes. Dieser entsprechend
 stellt sich aber auch die Magnetnadel ein und zeigt somit auf einer
 Skala die Intensität des Lichtes direkt an.

In ähnlicher Weise konstruierte der Amerikaner Graham Bell
 ein Photophon (Lichtsprecher), wobei er die Tatsache ausnutzte, daß
 die Veränderungen der Leitungsfähigkeit des Selen bei jedem Licht-
 wechsel plötzlich eintreten und daß das Selen beim raschen Wechsel
 von Licht und Dunkel hörbare Töne erschallen läßt. In ein ähnlich
 wie beim Telephon eingerichtetes Rundstück ist eine Membrane
 eingesetzt, die auf ihrer Rückseite ein leichtes Spiegelchen trägt,
 welches von einer starken Lichtquelle mittels einer Linse beleuchtet
 wird. Beim Sprechen in das Rundstück kommt der Spiegel, dem
 Schalle der gesprochenen Worte folgend, in zitternde Bewegung.
 Die hierdurch gebildeten und in rascher Aufeinanderfolge auftreten-
 den Lichtblitze werden durch eine zweite Glaslinse in die Ferne
 zu der Empfangsstation geworfen, wo sie in einen Hohlspiegel
 fallen, der in der Mitte ein Stück Selen trägt. Dieses wird durch
 die auffallenden Lichtblitze zum Tönen gebracht und gibt die auf
 der Empfangsstation gesprochenen Worte wieder.

Eine andere Ausnutzung der Lichtempfindlichkeit dieses Ele-
 mentes besteht in seiner Verwendung zur Konstruktion von Einrich-
 tungen zum Anzeigen von Schlagwettern in Bergwerken. Diese
 sogenannten Schlagwettermelder stehen mit der Flamme einer Wetter-
 lampe, wie sie der Bergmann zur Beleuchtung seiner Arbeits-

stelle benutzt, in Verbindung. Treten in den Grubenbauen Schlag-
 wetter auf, so machen sich dieselben an der Lampenflamme dadurch
 bemerkbar, daß sie an ihrem Umfange verbrennen und dabei die
 leuchtende Dochtflamme mit einer nicht- oder doch nur schwach-
 leuchtenden blauen Flamme, der sogenannten Aureole, welche von den
 verbrennenden Schlagwettern erzeugt wird, umhüllt und sie ge-
 wissermaßen abblenden. Dadurch wird die Leuchtkraft der Flamme
 herabgedrückt, und zwar um so mehr, je höher der Schlagwetter-
 gehalt der die Lampe umgebenden und dieser zuströmenden Luft
 ist. Die Lampenflamme wirft ihr Licht auf eine Selenzelle, die
 mit der Stromleitung einer elektrischen Batterie verbunden ist.
 Jede Aenderung der Lichtstärke ruft nun auch eine entsprechende
 Aenderung der Stromstärke hervor. Steigt der Schlagwettergehalt
 zu weit, daß er gefahrdrohend wird, und fällt dementsprechend die
 Leuchtkraft der Flamme, so löst der schwächer gewordene elektrische
 Strom eine Klingel aus und warnt so die Arbeiter. Wird die
 Warnungsschelle über Tage auf dem Bureau des Betriebsbeamten
 angebracht, so werden auch diese sofort von dem Auftreten der
 Schlagwetter benachrichtigt.

Neuerdings wird Selen auch für elektrische Bildübertragung
 mittels der Phototelegraphie benutzt. Dabei werden die zu über-
 tragenden Photographien durch ein feines Niniennetz, das sogen.
 Kasternetz, in möglichst viele einzelne Teile zerlegt. Diese Teile
 werden auf der Senderstation jedes einzeln für sich nacheinander
 belichtet. Der dabei erzielte Lichtreflex wird in elektrische Energie
 umgewandelt und mittels der Telegraphendrähte, bzw. bei der
 drahtlosen Telegraphie mittels der elektrischen Wellen, der
 Empfangsstation übermittelt. Hier werden dieselben wieder in
 gleichstarke Lichtreflexe zurückverwandelt und auf eine photogra-
 phische Platte, die ebenfalls durch einen Kaster, der Sendeplatte
 genau entsprechend, zerlegt ist, geworfen, wobei sie an genau
 passender Stelle den zugehörigen Bildton hervorbringen. Zur Um-
 wandlung der Lichtreflexe in elektrische Energie an der Sender-
 station und umgekehrt zur Umwandlung der elektrischen Energie
 in entsprechende Lichtreflexe an der Empfangsstation dient auch hier
 die Selenzelle. tk.

Der Haken bei der Haustür.

Erinnerung aus dem Riesengebirge.

Ganz niederge schlagen kam der Vater nach Hause. Wir Kinder
 hatten ihn noch gar nicht gesehen, so daß uns eine Furcht ankam.
 Auch die Mutter merkte es gleich. Sie fragte den Vater, was es
 gegeben hätte.

Gegen Abend war der Vater zum Rapport in der Oberförsterei
 gewesen. Da hatte der Vorgesetzte ihm Borwürfe gemacht. Weil er
 nämlich den Holzdieb nicht ertappen konnte. Der Oberförster hatte
 sogar gedroht, er werde ihn entlassen, wenn er diesen Spigbuben
 nicht bald bringt.

Als der Vater das erzählt hatte, wollte uns der Vissen im
 Munde stecken bleiben, so bitter wurde uns allen. Wir waren acht
 Geschwister und saßen gerade beim Abendbrot. Wie die Mutter auch
 alles einteilte, niemals wollte es laugen.

Der Vater opferte sich für den Dienst auf. Nicht bloß am Tage.
 Ach, wie so oft gab er seine Nachtruhe hin! So haben wir Kinder
 unseren Vater oftmals vier bis fünf Tage nicht gesehen! Des Abends,
 wenn wir schlafen gingen, war er noch nicht zu Hause und morgens,
 wenn wir aufstanden, war er schon wieder hinaus in den Wald.

So gieng auch diesmal. Aber er konnte den Dieb nicht
 fassen.

Es vergingen noch einige Wochen. Da, an einem stürmischen
 Wintertag, war der Vater schon kurz nach Mittag nach Hause ge-
 kommen, weil die Holzfäller, die er zu beaufsichtigen hatte, bei dem
 Sturm nicht weiter arbeiten konnten. Die paar Stunden Ruhe am
 Tage taten ihm wohl. Abends aber wurde er so unruhig.

Es war so gegen 9 Uhr, da stand er rasch vom Sofa auf und
 zog sich an. Es war ihm eine Möglichkeit, den Dieb zu entdecken,
 in Gedanken aufgetaucht, und die wollte er nicht unberührt
 lassen.

Seine Mutter meinte: „Aber lieber Mann, wo willst Du denn
 jetzt hin? Hör' doch bloß, wie der Sturm heult! Das ist ja eine
 Nacht, wo man den ärgsten Feind nicht draußen wissen möchte.“

Der Vater ließ sich aber nicht halten. „Ja weißt Du, Mutter,
 ich glaube, ich erwische heute meinen ärgsten Feind, den verdammten
 Holzdieb, ich habe so eine Ahnung!“

So war es auch.

Der Vater warf das Gewehr um. Die Mutter rief ihm nach,
 er solle einen Hund mitnehmen, aber er lehnte ab. Unterdes war
 es halb zehn geworden. So küßte er uns alle und meinte: „Bei
 meinem Verus weiß man nicht, ob man noch mal wiederkommt!“

Kam es draußen hart auf hart, so hatten die Wilderer und
 Waldfrevler es sehr leicht, zu entweichen. Denn der Forst lag an
 der böhmischen Grenze.

Als der Vater fort war, sollten wir Kinder sogleich schlafen
 gehen, aber wir bettelten, daß wir noch unten bleiben konnten. Wir
 saßen nicht etwa untätig da, das hätte unsere Mutter nicht gelitten.
 Wir mußten mit verdienen helfen. Den Webern hatten wir die
 Pfeifen und Spulen zurecht zu machen. Als wir nun so dasahen,
 hat uns Mutter von mercklicher Nacht erzählt, die sie in Bangen und

Sorgen um den lieben Vater durchwachte. Endlich mußten wir doch zu Bett.

War es nun, weil wir spät schlafen gingen und darum unser Schlaf so fest war, oder hatte Gott Morpheus mit Absicht die Arme so fest um uns geschlossen, daß wir das Drama, das sich früh um 3 Uhr vor unserem Häuschen abspielte, nicht hören und sehen sollten? Erst später erfuhren wir, wie das Schicksal seinen Lauf genommen hatte.

Der Vater hatte sich bei Bekannten Leuten auf den Heuboden gesetzt. Von dort aus konnte er ein Haus beobachten, dessen Bewohner er im Verdacht hatte.

Der Sturm hatte die Wolken tüchtig zerfetzt und durch die Risse schaute der Mond von Zeit zu Zeit hindurch. Jetzt konnte der Vater einen Menschen sehen, der sich mit einem langen Stamm abmühte. Er wollte ihn einem finsternen Tale zuschleppen, in das der Mond noch nicht blicken konnte, weil er noch zu tief stand. Aber noch war das Tal nicht erreicht, und so konnte der Vater feststellen, daß der Holzdieb eben der Mann war, den er im Verdacht hatte, und er ließ ihm Zeit, das Holz an seinem Hause abzulegen.

Der Mann hatte noch den Strid in Händen, als der Vater auf ihn zutrat. So war er auf frischer Tat ertappt worden und der Förster mußte seine Pflicht tun. Aber der Holzdieb wollte nicht angezeigt sein und ließ bittend und versprechend neben dem Vater her, der jetzt nach Hause ging. So kamen die beiden bis vor unser Haus. Die Hunde wurden laut, weil sie eine fremde Stimme hörten.

Die Mutter wurde wach, öffnete die Tür und sah nun, wie der Mann, immer noch den Strid in Händen, vor dem Vater bettelte. Als der Mann meine Mutter sah, drang er auch in sie, doch ein gutes Wort für ihn zu reden.

Die Mutter erklarte nicht wenig. Sie kannte den Mann und war mit seiner Frau befreundet. Aber mein Vater hatte es satt. Die fortwährenden Vorwürfe seitens der Verwaltung und die vielen Nachtwachen! Auch gebot die Pflicht.

Als der Vater sagte, daß seine Existenz auf dem Spiele stehe, sah der Mann, was er angerichtet hatte und brach zusammen. Er wollte sich mit dem Strid am Hafen neben der Haustür aufhängen.

Die Mutter mochte den Ernst seiner Vorhabens bemerkt haben. Sie hat den Vater um Schonung. Doch der blieb hart. Er machte jetzt die Türe zu und zog die Mutter in die Stube.

Keiner sagte ein Wort.

Bedrückt von der Stille, ging die Mutter nach einer Weile noch einmal vor die Tür. Aber sie hatte die Tür noch nicht ganz geöffnet, als sie schon etwas Dunkles hoch an der Wand sieht. Sie begreift schnell, was es sein kann. Mit einem Schrei nach dem Vater sinkt sie in den Schnee und der Geruch ist auch schon mit einem Satz zur Tür hinaus.

Der Vater hatte jetzt ein schweres Stück Arbeit zu verrichten. Es lag ihm nichts mehr daran, den Mann anzuzeigen. Der Holzdieb hatte seine Drohung von vornhin ausgeführt —!

Der Mutter nicht achtend, sprang der Vater auf die Bank. Mit einem Arm umfaßte er den Erhängten und mit dem Hirschfänger schlug er den Strid an der Holzwand durch.

Die plötzlich auf ihn niedergleitende Last brachte ihn ins Banken und er fiel mitsamt der Bürde in den Schnee. Vielleicht hat das mitgeholfen, die Lebensgeister des Abgeschnittenen wieder zu erwecken. Die Mutter lag von langer Ohnmacht umfungen.

Wir Kinder schliefen den sorglosen Schlaf, indes draußen, wenige Schritte von uns, drei Menschen um Tod und Leben rangen.

In derselben Nacht mußte der Vater dem Holzdieb das Wort geben, daß er ihn nicht anzeigen werde. —

Einige Jahre vergingen. Da wurde derselbe Mann in dem von ihm bestohlenen Forst als Waldhüter angestellt.

In einer stürmischen Gewitternacht hatte mein Vater wieder Dienst. Wieder viel Holz gestohlen.

Um sich etwas vor dem Regen zu schützen, stellte er sich unter einen Felsvorsprung. Da, auf einmal, hörte er Schritte kommen und gespannt blickte er auf den Weg, der einige Schritte entfernt an ihm vorüber führte.

Jetzt tritt die Gestalt des Kommenden mehr in seinen Gesichtskreis, und da erkennt der Vater, daß es der Waldhüter ist, der vor Jahren der schlimmste Holzdieb war.

„Ja“, dachte mein Vater, „was will der nur hier? Ich habe doch heute Dienst.“

Jetzt fing jener auch noch zu rufen an und rief von Zeit zu Zeit des Vaters Namen. Doch der gab keine Antwort.

Als der Vater am anderen Tag früh in der Oberförsterei zum Bericht antrat, erhielt er Vorwürfe, weshalb er am Abend vorher nicht Nachtwache getan habe.

„Woraus schließen Sie das, Herr Oberförster?“ sagte mein Vater.

Darauf gab der Vorgesetzte ihm zu verstehen, er habe einen Kontrollleur hinausgeschickt, der ihn nicht gefunden habe.

Jetzt lief dem Vater aber doch die Galle über und er sagte:

„Ich werde Ihnen den Namen sagen und die Stelle bezeichnen, wo er gerufen hat. Vielleicht genügt das zu meiner Rechtfertigung!“

„Warum haben Sie ihm nicht geantwortet?“

„Ich konnte nicht glauben, daß einem Förster, der schon 23 Jahre seinen Dienst getan, ein Anpaffer nachgeschickt wird!“

Als der Vater nach Hause kam, ging er an den Schreibtisch und zog ein Stück Strid hervor, das dort eingeschlossen war. Er betrachtete es lange Zeit. Dann machte er einen Knoten in das Stück, haute es wieder in den Schub und schloß ab. . . .

Wenn ich ins Vaterhaus komme und sehe den Hafen bei der Haustüre, so fällt mir immer diese Geschichte ein.

Friedrich Otto.

Philosophisches.

Wenn nicht in der Philosophie, so doch in der Produktion von philosophischen Büchern herrscht heute nachgerade eine Hochkonjunktur. Diese Flutwelle bringt uns eine erschreckend hohe Zahl von „Einführungen“, „Einführungen“ usw., die auf das breitere Lesepublikum ausgelegt sind.

Da ist zunächst die IV. Auflage (1918) der „Philosophie der Gegenwart“ von Alois Riehl (Teubner, 3 M.) zu nennen. Das Buch genießt seit langem hohem Ruf, eine der besten Einführungen in den Problemkreis der Philosophie zu sein. Und in der Tat: von verborgener Steifheit und Langsamkeit, die eine Erbkrankheit der — besonders deutschen! — Philosophie ist, findet man bei Riehl sehr wenig. Was er sagen will, das sagt er kurz und klar, oft auch anschaulich und lebendig. Ob auch das Was seiner Schrift auf derselben Höhe wie das Wie steht, ist freilich eine andere Frage. Sie beantwortet sich am besten durch Darlegungen des philosophischen Standpunktes des Verfassers.

Riehl ist ein Neulantianer. Das heißt, er hält an dem idealistischen Grundgedanken der kritischen Philosophie fest, daß unser Geist durch seine Verstandesbegriffe ein Gesetzgeber der Natur sei. Aber er will auch ein kritischer Realist sein. Das führt ihn zur materialistischen Ueberzeugung, daß das universelle Dasein die Voraussetzung alles Wissens und Erkennens ist.

Die beiden Seelen, die in seiner Brust wohnen, will Riehl durch enge Anlehnung an die wissenschaftliche Praxis miteinander versöhnen. Die Philosophie soll wissenschaftlich sein, d. i. eine Philosophie der Wissenschaft und zwar der Natur, wie der Gesellschaftswissenschaft gleichermäßen.

Wir können hier nicht in eine laugwierige Auseinandersetzung darüber eintreten, warum die Praxis der Naturwissenschaft keineswegs reiflos in den „kritischen Realismus“ aufgehen kann. Es sei dafür nur gestattet, auf die charakteristische Art hinzuweisen, in der Riehl sich die wissenschaftliche Behandlung der Gesellschaftsercheinungen denkt. Der ökonomische Materialismus sei zu verwerfen. „Seine geistesphilosophische Theorie, die nichts als Wirklichkeit kennt und Entwicklung und Fortschritt in der Geschichte von der Entwicklung der Wirtschaftsformen abhängig denkt, ist im Grunde ökonomischer Idealismus — ein kurzschätiger und beschränkter Idealismus zwar, der die geistigen Mächte, die das wirtschaftliche Leben selbst beherrschen, nicht sehen kann, doch aber Idealismus. — Werte schaffen Kultur; aus Werten ist das Reich des Menschen mit allen seinen Institutionen aufgebaut auf dem Boden der Natur. Sie sind die Prinzipien, die innere gestaltende Form dessen, was wir als Lebensanschauung bezeichnen und von der wissenschaftlichen Weltbetrachtung unterscheiden.“

Auch ein wissenschaftlicher Gegner der materialistischen Geschichtsauffassung wird zugeben müssen, daß dieses Wortgelingen über die 100jährige Macht der „Werte“ für das Verständnis der sozialen Tatsachen so ziemlich wertlos ist. Das ist aber bei Riehl keine gelegentliche Entgleisung. Nirgends ist die kritische Philosophie seit jeher unkritischer gewesen als auf dem Gebiete der Geschichte.

Trotz alledem: der wirklich kritische Leser wird in dem Werke von Riehl eine lebendige Darstellung der realistischen Strömung im heutigen Neulantianismus wohl zu schätzen wissen. Und das ist nicht wenig angesichts der fühlenden Rolle, die der Neulantianismus in der bürgerlichen Philosophie von heute spielt.

Wesentlich in dieser Richtung bewegt sich auch das Werkchen von P. Menzer „Einführung in die Philosophie“ (Quelle u. Meyer, Preis 1,25 M.). Es will systematisch in fünf Kapiteln (I. Wesen und Wert der Philosophie, II. Das Denken, III. Das Erkennen, IV. Die Metaphysik, V. Weltanschauung) die wichtigsten philosophischen Probleme abhandeln. Der Verfasser befreit sich der möglichen Klarheit, ohne daß es ihm jedoch gelingt, sich wirklich populär zu geben. Seine Schreibweise ist dazu viel zu kraft- und farblos. Die Auseinandersetzung mit seinem philosophischen Standpunkte, der sich so ziemlich mit dem von Riehl deckt, liegt uns schon aus Raumgründen fern. Doch soll nicht verschwiegen werden, daß auch dieser philosophische Schriftsteller dem Sozialismus und der sozialistischen Geschichtstheorie ebenso verständnislos gegenübersteht wie sein älterer Kollege. Der gemäßigte Liberalismus im philosophischen Gewande bildet den Gipfel, der seine Weltanschauung krönt.

Neben dieser Dugendarbeit verdient die bereits in 3. Auflage vorliegende „Einführung in die Philosophie“ (Teubner, Preis 1,25 M.) von kürzlich verstorbenem Raoul Richter eine entschiedene Beachtung. Gewiß vermögen wir dem Verfasser in Hauptpunkten nicht zu folgen: weder in seiner positivistischen Erkenntnistheorie, noch in seinem gefühlsmäßigen Realismus. Aber die Art, wie er die Probleme anpackt, läßt den Heuch lebendiger Gedankenarbeit spüren. Es liegt viel Aregendes und vor allem Eigenes in dem kleinen Büchlein. Wer von unserem Diegen zu dem Werkchen kommen sollte, wird darin vieles finden, was ihn zum schärferen Nachdenken reizen wird.

Ein „Philosophisches Wörterbuch“ legt uns H. Reiner im Verlage von Otto Tobies, Leipzig (Preis 5 M.) vor. Das Werk ist nicht für Fachgelehrte, sondern für das große Publikum gedacht. Das gesteckte Ziel sucht der Verfasser dadurch zu erreichen, daß er an wichtigsten Stellen die Philosophen selbst zum Worte kommen läßt. Diese Methode ist bequem, sie setzt aber voraus, daß die Wahl der Zitate möglichst objektiv geschieht. Das scheint uns nicht immer der Fall zu sein. Die materialistischen Denker kommen entschieden zu kurz, wie überhaupt der Verfasser in puncto Materialismus sich nicht über die landläufigen Unzulänglichkeiten erhebt. Daß die Lebensauffassung der französischen Materialisten zum Beispiel in dem Satze: *is, trinit und amüsiere diä*, zusammengefaßt werden kann, ist ein Schauermärchen, das für den guten Geschmack eigentlich längst abgetan sein sollte.

Im großen ganzen aber kann das Werk empfohlen werden, da es auf knappem Raume die wichtigsten Begriffe der Philosophie weit über bloße Worterklärung hinaus erläutert. Ein besseres Werk von derselben Umfang ist uns nicht bekannt.

Im Zusammenhange dieser Besprechung sei noch auf das stattliche „Zweite Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft, 1918“ hingewiesen. Der in Kiel bei Schmidt u. Klauing verlegte Band ist ausschließlich der Erneuerung der Schopenhauerschen Philosophie gewidmet. Diese liegt uns jedoch als lebendiges Ganze so fern, daß wir sie nur mehr als historische Erscheinung aufzufassen vermögen. In den wesentlich apologetisch abgefaßten Artikeln des Bandes kommt die Historie jedoch wenig auf ihre Kosten. Den sachlich interessantesten Beitrag hat Dr. Julius Berger über „Die Bedeutung Schopenhauers für die Psychiatrie“ geliefert. V. Th.

Kleines feuilleton.

Länderkunde.

In den Straßen Mexikos. Frank H. Shaw, der lange Zeit in Mexiko lebte, erzählt in einem Aufsatz von D. Homers Journal von der Stadt, die heute die Blicke auf sich lenkt: Wenn man von einem erhöhten Standpunkt aus über die Dächer den Blick schweifen läßt, fällt in allen Himmelsrichtungen das Auge auf unzählige Kirchen und Kirchtürme, unter denen sich einige Türme alter Baukunst befinden. Draußen, am Rande der Stadt, wo einst das Schloß Montezumas stand, liegt heute die Militärschule. Nordwestlich der Stadt liegt zwischen Bäumen und Hügeln Guadalupe, das Lourdes der Mexikaner, wohin jährlich Tausende von Gläubigen pilgern, um in den Fluten des als wundertätig angesehenen Wassers Heilung von allen menschlichen Gebrechen zu suchen. Im Innern der Stadt Mexiko aber stutet das Leben: und doch ein stilles gemächliches Leben. In den Stunden der Nachmittagsruhe liegen die Straßen verödet, vergeblich sucht der Blick nach einem sich bewegenden Wesen. In den schattigen Vorgängen liegen die Schläfer dahingestreckt, um sich im trägen Schlummer über diese Stunden der Hitze hinwegzutäuschen. Dann ist das Räten der Maultierglocken verstummt und mit ihnen die charakteristischen Rufe der Maultiertreiber. In eine Stadt der Toten glaube sich der fremde Gast verzaubert, und man zögert, weiter zu schreiten, um die über allem liegende somnige Stille nicht durch den Schall von Schritten zu zerstören. Dann aber, wenn die heißen Stunden vorüber sind, erwacht plötzlich die schlafende Stadt, und jäh folgt der Ruhe eine bunte hastige Lebhaftigkeit.

In den fast ausnahmslos vergitterten Fenstern der Häuser erscheinen mantillengeschmückte Frauengestalten, auf den Straßen erweiden die eifrig dahinziehenden Maultiere das erste Leben: und dann tauchen sie überall auf, diese malerischen Gestalten, gepuderte Frauen, aus deren blütenweißen Gesichtern die großen schwarzen Augen wunderbar funkeln, gebräunte Dienerrinnen, Geschäftsteuete, Reiter, die vom Rande hereinkommen. Da reitet gemächlich der Waquero, der mexikanische Cowboy, auf seinem prächtig aufgeschirrten schönen Pferde durch die Straßen. Wenn der Alkohol seiner Herr wird, ist dieser Bursche eine entfesselte sinnlose Bestie, aber wenn der Rausch verflogen ist, wird er wieder zu dem gutmütigen, etwas verträumten Kinde, das heiter lachen kann und sich freut, wenn seine Ohrringe im Sonnenlichte funkeln und leise klirren. Mit nativem Stolz liebt er seinen kleinen Schnurrbart, lockert nach allen Seiten. Ein unnützer Bursche — denkt der Europäer, ein junger Faulpelz, ein träger Gefelle. Aber da entsteht im Hintergrund der Straße ein Auflauf, Menschen fliehen, Schreie ertönen: ein wütender Stier hat sich losgerissen und stürmt schraubend die Straße hinab. Da verwandelt sich der Waquero, ohne die abgewogene Gelassenheit seiner Besten zu verlieren, sein Pferd bekommt die Sporen, mit lässiger Gebärde löst der Reiter vom Sattel das Lasso. Schnell, schnell! denkt man, aber der Waquero lächelt nur still vor sich hin. Da, plötzlich, jurt das Lau, das Pferd stemmt sich fest, das Lasso spannt sich und singt hell auf wie eine Saite, und die Bestie ist gefangen. Und aus dem eillen Wirrwalle ward jäh ein Sinnbild verwegenen Mutes: und ungezügelter Tatkraft. . . .

Hygienisches.

Wasser, das mit Ozon sterilisiert wird. Im französischen Oeere macht man seit einigen Monaten Versuche mit

einem auf einem Wagen ruhenden Apparat, der das Flußwasser mittels Ozons entkeimt und trinkbar macht. Daß diese Methode der Wasserreinigung von großem Nutzen ist, kann man sich denken: würde sie doch, wenn sie sich bewähren sollte — und sie scheint sich zu bewähren —, den im Felde befindlichen Truppen ermöglichen, an jedem beliebigen Punkte, an dem sich ein Fluß befindet, gesundes Trinkwasser zu finden. Vor einigen Tagen — so berichtet man dem „Daily Express“ aus Paris — machte man Versuche auch mit dem berücksichtigten Seinenwasser, das nach bakteriologischen Untersuchungen mit allem erdenklichen Schmutz besudelt und in jedem Tropfen mit Millionen Bazillen durchsetzt ist. Das trübe Flußwasser wurde von dem Soldatenwagen aufgepumpt, durch einen Filter, der es vom Schlamm befreien sollte, getrieben und dann zunächst noch einmal unterkühlt: es war jetzt vollständig von Schmutz und Schlamm befreit, nicht aber auch von den Krankheitskeimen. Hier trat nun der Ozonapparat in Tätigkeit. Das Wasser wurde mit elektrisch behandelter Luft gemischt; durch die elektrische Behandlung hatte sich der Sauerstoff der Luft in Ozon verwandelt, und dieses Ozon verwandelte nun seinerseits das Wasser. Aus dem trüben, ekelhaften, gelblichen Flußwasser war ein klares, geruchloses, frisches, entkeimtes Wasser geworden. Das System der Wasserentkeimung mittels Ozons war übrigens schon bei den städtischen Trinkwasseranlagen in Paris erprobt worden. Eine Zeitlang tranken die Pariser, ohne es zu wissen, mittels Ozons behandeltes Rarneywasser, aber bis zur Entkeimung des Seinenwassers war man noch nicht gelangt. . . .

Verkehrswesen.

Die Eigenschaften des Holzpflasters. Dem letzten internationalen Kongress für Straßenbau wurden nicht weniger als acht Berichte vorgelegt, die sich auf die Benutzung von Holz für Straßenpflaster bezogen und die notwendigen Anforderungen an ein solches Pflaster zusammenstellten. Aus dem Inhalt der Berichte ist die Summe in folgenden Sätzen gezogen worden. Das Holzpflaster muß auf einem genügend starken Fundament von Beton liegen, um die Belastung durch den Straßenverkehr auszuhalten. Unter dieser Voraussetzung eignet es sich für die meisten Straßen, ausgenommen vielleicht solche in der Umgebung von Hafenanlagen oder großen Fabriken, wo hauptsächlich eine Benutzung durch schwere Lastwagen stattfindet. Welche Holzsorten erfordern stets eine Imprägnierung, deren Auswahl von der größten Wichtigkeit ist. Zu diesem Zweck ist die Ausführung von Versuchen im Laboratorium notwendig, um auf die richtige Wahl des Holzes und seiner Zurichtung zu führen. Das Eindringen von Wasser in die Fugen des Holzpflasters muß unter allen Umständen vermieden werden. Hartes Holz scheint für sehr verkehrreiche Straßen wenig empfehlenswert zu sein, falls nicht ein Mittel gefunden wird, um die Verschiebung der einzelnen Blöcke und eine Verschlechterung der Zementunterlage zu verhüten. Weiches und harzreiches Holz eignet sich besser, da es weniger leicht fault und auch wirksamer imprägniert werden kann. Ein solches Holzpflaster mit undurchdringlichen Fugen gibt alle Gewähr für die Erfüllung der von der Hygiene gestellten Forderungen, vorausgesetzt, daß es häufig und vorständig gewaschen wird. Um die Glätte der Oberfläche zu vermindern, ist eine Bestreuung mit Kies zu empfehlen, besonders wenn das Pflaster aus hartem Holz besteht. Jedoch ist es notwendig, daß ein feiner Kies für diesen Zweck gewählt wird. Diese auf gründlichen Erfahrungen beruhenden Ratschläge werden hoffentlich zu einer noch weiteren Verbreitung der Holzpflasterung führen, da sie sich wegen der geringen Staubeentwicklung, Sauberkeit und Geräuschlosigkeit gerade für Großstädte trefflich eignen.

Kulturgegeschichtliches.

Moderne Haarschneuren. Die Mode erfindet immer neue und immer erstaunlichere Ueberspanntheiten. Da die mit Uhren geschmückten Schuhe und die mit Diamanten besetzten Absätze schon etwas Alltägliches sind, haben — wie der „Gaulois“ berichtet — die für Auffallendes schwärmenden Londoner Damen das Bedürfnis, wieder durch etwas besonders Originelles zu glänzen und die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken: und sie kamen auf den verdühten Gedanken, sich die Haare so zu färben, daß sie mit dem in der Toilette vorherrschenden Farbenton übereinstimmen. Auf einer dieser Tage in London eröffneten Modenausstellung kann man die letzten Neuheiten in Haararbeiten bewundern oder auch nicht bewundern. Da sieht man rosenfarbene, erdbeerfarbene, veilschenblaue, vergifmeinnichtblaue, sonnenblumenfarbene Röpfe und Koden. Jeden Nachmittag erscheinen, während das Orchester den üblichen Tango spielt, auf einer kleinen Bühne ein paar Damen, deren Haar in den seltsamsten Farben erglänzt. Es ist geradezu grauend! In junges Dämchen mit sanften blauen Augen und niedlichem Wippengesicht, präsentiert sich mit veilschenblauem Haar, schwarzem Samtmieder, veilschenfarbenen Mod und violetten Schuhen und Strümpfen. Eine andere Dame er schien in himmelblauer Kleidung und himmelblauer Haartracht. Das alles ist scheußlich, dreimal scheußlich, aber man könnte beinahe darauf schwören, daß es trotzdem von Modenärzten des Kontinents nachgeahmt werden wird: wagen sich doch, wie uns berichtet wird, auch schon in den Schaufenstern Berliner Haarträufler veilschenblaue Koden, Turbane und Köpfe hervor!